

Christ sucht Heimat

Palästina ist die Wiege des Christentums – doch immer mehr einheimische Christen verlassen den Ort, an dem ihr Messias geboren und gekreuzigt wurde. 1948, bei der Staatsgründung Israels, machte ihr Anteil zehn Prozent der Bevölkerung aus – heute beträgt er nicht einmal mehr drei. Was sind die Gründe für den Exodus der Christen aus dem Gelobten Land?

FOTOGRAFIE: ANDY SPYRA



Zwei Nonnen auf ihrem Weg durch die Altstadt Bethlehems. Die Gassen sind leer – seit der zweiten Intifada (2000 bis 2005) kommen immer weniger Touristen und Pilger

Bethlehems Altstadt bietet einen für den Nahen Osten ungewöhnlichen Anblick: Ein quadratischer Kirchturm reiht sich an den nächsten – nur unterbrochen von dem weißen, achteckigen Minarett der Omar-Moschee, des einzigen muslimischen Sakralbaus in der Altstadt. Wenn in Palästina die christliche Präsenz noch irgendwo deutlich zu spüren ist, dann hier. Mittlerweile sind es jedoch vor allem ausländische Christen, die kommen. Für viele einheimische gilt: Wer kann, wandert aus.

Der komplizierte Konflikt zwischen Israel und Palästinensern um das Land zwischen Mittelmeer und Jordan ist in den Medien fortwährend präsent. Darü-

ber wird leicht übersehen, dass sich in Palästina lautlos ein weiteres Drama vollzieht: Immer mehr einheimische Christen verlassen seit Jahren das Land, in dem ihr Messias geboren wurde und für sie am Kreuz gestorben ist. „Womöglich sind wir die letzte Generation von Christen im Heiligen Land“, sagt Aziz Halaweh, ein katholischer Priester in einem kleinen Dorf nördlich von Jerusalem. Mittlerweile liegt der Anteil der Christen an der palästinensischen Bevölkerung wohl nicht einmal mehr bei drei Prozent – vor der Staatsgründung Israels 1948 waren es noch fast zehn. Im Westjordanland leben Christen vor allem in Bethlehem und in den Nach-

barorten Beit Jala und Beit Sahour, die heute praktisch zu einer Einheit zusammengewachsen sind.

Was sind die Gründe für den Exodus der palästinensischen Christen? Dass Israel seit dem Sechstagekrieg 1967 das Westjordanland und den Gazastreifen kontrolliert, betrifft alle Palästinenser gleichermaßen. Wieso gehen ausgerechnet so viele Anhänger Jesu? Pfarrer Mitri Raheb sitzt in seinem Büro und lächelt verhalten in sich hinein. „Die Abwanderung hat vielschichtige Ursachen. Die Christen hier sind gleichberechtigt“, sagt er, „aber sie werden weniger, und das macht sich psychologisch bemerkbar.“ Raheb wurde in

Rechts und unten: eine Messe in der griechisch-orthodoxen Kirche von Beit Sahour. Die Stadt befindet sich laut Neuem Testament an dem Platz, auf dem den Hirten die Geburt Jesu verkündet wurde. Gedenkstätten erinnern heute an diese Verkündigung der Weihnachtsbotschaft



Bethlehem geboren. Er hat in Deutschland studiert, seit 1988 ist er Pfarrer der evangelischen Weihnachtskirche. Von seinem Büro bis zur Geburtskirche sind es zu Fuß durch die Basargassen ungefähr zehn Minuten. Zur Zeit braucht man meistens weniger: Bethlehem leidet seit den Jahren der zweiten Intifada zwischen 2000 und 2005 unter einer schweren Tourismuskrisis. Auch die Weihnachtskirche wurde damals beschossen – die Einschusslöcher hinter Rahebs Schreibtisch sind noch deutlich zu erkennen. Damals begannen die Israelis auch mit dem Bau der Sperranlage zum Westjordanland, welche die Stadt heute teilweise umgibt. Das Gefühl



Oben: christliche Mädchen unterwegs in Beit Sahour. Auch hier macht sich der demografische Wandel bemerkbar: Bisher war der Ort christlich geprägt, die Moschee auf der linken Seite wurde erst vor wenigen Jahren errichtet; links: Andy Spyra und Christian H. Meier reisten auf der Spur der letzten Christen durch Palästina



„Ich bin noch nie im Leben von einem Muslim verfolgt oder angefeindet worden.“

des Eingesperrtseins prägt die Menschen hier. Seit dem Beginn des Arabischen Frühlings vor zwei Jahren beäugen viele Christen im Nahen Osten den Aufstieg islamistischer Parteien kritisch. Leute wie Mitri Raheb versuchen, positives Denken dageganzusetzen: „Wir müssen lernen, dass wir zusammengehören“, sagt der 50-Jährige. Und fügt hinzu: „Ich bin noch nie im Leben von einem Muslim verfolgt oder angefeindet worden.“

Ein Volk. Tatsächlich betonen die meisten, denen man hier begegnet, dass die Palästinenser, egal ob sie Jesus Christus oder Mohammed verehren, ein Volk seien. Die feinen Unterschiede zeigen sich erst, wenn man genauer hinhört. Dann erfährt man Geschichten wie diejenige des christlichen Mädchens, das von ▶

einer muslimischen Familie für eine Heirat „entführt“ worden sei. Oder Verschwörungstheorien darüber, dass die Vereinigten Staaten mit der Muslimbruderschaft, der Hamas sowie noch radikaleren Islamisten zusammenarbeiten würden, um die Christen aus dem Nahen Osten endgültig zu vertreiben.

In Beit Sahour, dem östlichen Ort des Städtedreiecks, liegt das „Feld der Hirten“, eine weitere biblische Stätte. Die Christen – vor allem griechisch-orthodoxe – stellen hier rund 75 Prozent der ungefähr 12 000 Einwohner. Direkt neben der „Kirche der Alten Väter“ im Zentrum des Ortes befindet sich der Sitz der „Arabisch-Orthodo-



Links: ein Blick auf das Cremisan-Tal mit Gilo im Hintergrund. Hier soll ein Teil der Sperranlage entstehen, um Israel vor Selbstmordanschlägen zu schützen. Unten: George Abu Eid würde mit dem Bau wie viele andere Familien den Zugang zu seinem Land verlieren

ser ausgebildet und wirtschaftlich besser gestellt als Muslime. Sie können es sich leisten, ihre Kinder auf teure Privatschulen zu schicken – zumeist christliche Missionarsschulen –, wo sie dann beispielsweise Deutsch lernen und internationale Kontakte knüpfen. Auch das ist ein Grund dafür, dass überproportional viele von ihnen auswandern.

Dennoch bemühen sich die Menschen in dieser Gegend, das Verbindende zwischen den Religionen zu betonen. Am Ortsausgang von Beit Jala haben sich Christen, Muslime und auch einige Ausländer inmitten von Olivenbäumen versammelt. Vielleicht zwei Dutzend Men-

schen sind an diesem Freitagnachmittag gekommen, um mit einem gemeinsamen Gottesdienst gegen eine drohende Enteignung zu protestieren.

Zaun, Mauer und Grenze. Beit Jala ist lediglich durch das Cremisan-Tal von Gilo getrennt, einer israelischen, nach internationaler Auffassung völkerrechtswidrigen Siedlung, in der rund 40 000 Menschen leben. Direkt hinter Beit Jala soll ein Teil der Sperranlage gebaut werden, die Israel von den palästinensischen Gebieten abschotten und vor Selbstmordanschlägen schützen soll. Die 700 Kilometer lange Grenze, die manchmal ein Zaun, manchmal eine

acht Meter hohe Betonmauer ist, schneidet an vielen Stellen weit ins Westjordanland. Im Fall des Cremisan-Tals würde nicht nur ein italienisches Nonnenkloster den Zugang zu seinem Land verlieren, sondern auch 52 überwiegend christliche Familien aus Beit Jala. Sie haben Klage eingereicht, die zur Zeit vor einem israelischen Gericht verhandelt wird.

Der 22-jährige George Abu Eid gehört zu einer von ihnen. Er zeigt, wo die Mauer verlaufen soll: „Sie wird sich wie eine Schlange am Hang winden. Erst schneidet sie alles Land hinter der Schule des Klosters ab. Dann verläuft sie mitten durch unser Land, und verbindet sich dann ▶

Eine gute Ausbildung und Kontakte machen eine Auswanderung für die Christen leichter.

den Wohlfahrtsgesellschaft“, die verschiedene soziale und kulturelle Einrichtungen unterhält. Die Frage nach der Situation der Christen in Palästina löst eine nachdenkliche Debatte unter einigen der Älteren aus. Manche lehnen schon den Begriff der Minderheit ab: „Das ist eine falsche Sichtweise. Eigentlich sind wir die wahren Besitzer dieses Landes“, glaubt etwa Farid Jaber. Er beschuldigt überdies die westlichen Kirchen, die Auswanderung indirekt gefördert zu haben: indem sie in den seit dem 19. Jahrhundert gegründeten Missionsschulen den einheimischen Christen westliche Werte anezogen hätten. „Die Missionare haben sozusagen die Herzen der Christen hier ausgetrocknet“, sagt Jaber. Und der Export westlichen Bildungsguts hat noch weitere Folgen: Christliche Palästinenser sind heute in der Regel bes-



Oben und rechts: Ein Solidaritätsgottesdienst inmitten von Olivenbäumen soll dem Anliegen der palästinensischen Familien mehr Aufmerksamkeit verleihen, die durch die Sperranlage den Zugang zu ihrem Land verlieren würden. Einmal wöchentlich versammeln sie sich auf Initiative von George Abu Eid und seinem Cousin, um die Messe zu feiern und Rat bei Gott zu suchen



Die meisten, denen man hier begegnet, betonen, dass die Palästinenser ein Volk seien – unabhängig vom Glauben.

An einer Felswand der Kidronschlucht in der Nähe von Bethlehem liegt das griechisch-orthodoxe Kloster Mar Saba. Es wurde 483 von dem Mönch und Einsiedler Sabas mitten in der Wüste gegründet. Im 7. Jahrhundert lebten dort bis zu 4000 Mönche, heute sind es gerade mal zehn



mit der Mauer, die nach Jerusalem führt.“ Für seine Familie wäre der Bau der Mauer nicht nur wirtschaftlich, sondern auch kulturell ein schwerer Schlag, sagt Abu Eid: „Jeden Sonntag hat sich unsere ganze Familie hier versammelt, gemeinsam gegrillt und Oliven geerntet. Meine Geschwister und ich haben hier Verstecken gespielt. Das war der schönste Ort von allen für uns.“ Um dem Anliegen der 52 Familien mehr Aufmerksamkeit zu verschaffen, rief der absolvierte Politikwissenschaftler gemeinsam mit seinem Cousin und dem katholischen Priester von Beit Jala Ende 2011 den wöchentlichen gemeinsamen Solidaritätsgottesdienst ins

Leben. „Alles, was wir noch tun können, ist zu beten.“ Mehr als der Nachbarort Beit Sahour litt Beit Jala unter der Besatzung. Dem 12000-Einwohner-Ort wurde seit 1967 ein Großteil seines Landes genommen, während der zweiten Intifada beschossen Milizionäre von hier aus Gilo, die israelische Armee schoss zurück.

Heute hat Beit Jala wirtschaftlich kaum Perspektiven, daher wandern hier besonders viele Christen ab. „Es gibt kein Leben in Palästina. Die Leute wollen einfach weg“, meint George Abu Eid. Seine Schwester und sein Bruder sind in den USA; er würde gerne nach Italien gehen, um dort zu arbeiten. Dann wären seine

Eltern allein im Land ihrer Vorfahren. Wo viele Palästinenser im Westjordanland zumindest noch eine Auswanderung in Betracht ziehen können, bleibt den allermeisten Bewohnern des abgeriegelten Gazastreifens nur die Resignation. Die Ausreise ist fast unmöglich. Und dem bescheidenen Bauboom zum Trotz, den Gaza zuletzt erlebt hat, leidet das Gebiet unter Versorgungsengpässen, Arbeitslosigkeit und Überbevölkerung: In dem 365 Quadratkilometer großen Küstenstreifen – etwas größer als die Stadt München – leben mehr als eineinhalb Millionen Menschen, Bevölkerungsdichte und Bevölkerungswachstum zählen zu den höchsten

Rechts: Ein griechisch-orthodoxer Priester segnet eine Pilgerin, im Hintergrund steht ein Reliquien-schrein; unten: die Baptistenkirche in Gaza-Stadt. Fünf Jahre lang hatte es keinen Priester gegeben, bis Hanna Maher vor wenigen Monaten seinen Dienst als Priester hier antrat



der Welt. Gaza liegt lediglich etwa 60 Kilometer von Bethlehem entfernt, und doch ist die vorherrschende Stimmung unter den verbliebenen Christen eine ganz andere – ängstlich und besorgt.

Schrumpfende Gemeinde. Rund 75 griechisch-orthodoxe Christen sind heute in die schmucke, 1600 Jahre alte Porphyrios-Kirche im Zentrum von Gaza-Stadt gekommen. Sie haben ihre Festtagskleider für den Anlass herausgeholt: Zwei kleine Kinder werden gleich vom Priester, Vater Amphilochios, getauft. An sich sollte das nichts Ungewöhnliches sein in einer Gegend, wo fast jeder Zweite jünger als



Oben: Ismail Radwan, der Hamas-Minister für religiöse Angelegenheiten in seinem Büro in Gaza. Er erklärt, dass im Gazastreifen religiöse Freiheit herrsche; links: Erzbischof Alexios, Oberhaupt der griechisch-orthodoxen Kirche im Gazastreifen, feiert mit anderen Gläubigen die Messe in der Porphyrios-Kirche in Gaza-Stadt



„Wir leben hier nicht so frei wie christliche Gemeinden anderswo“, sagt ein 50-jähriger Arzt.

14 ist – für die sich rasch verringemde Christengemeinde im Gazastreifen ist die Taufe jedoch kein alltägliches Ereignis. Auch zu christlichen Feiertagen bleiben immer mehr Plätze in der Kirche leer. Nur noch etwa 1500 Christen sind es, so schätzt man, die unter der Regierung der islamistischen Hamas hier leben.

Viele wollen nicht mit Journalisten sprechen oder wenn, dann nur anonym. „Wir leben hier nicht so frei wie christliche Gemeinden anderswo“, sagt ein etwa 50-jähriger Arzt. Zwar betont er, er halte die „kürzlichen Vorkommnisse“ für Einzelfälle und die Sicherheitslage habe sich unter der Hamas verbessert, fügt jedoch hinzu: „Manchmal habe ich Angst um meine Kinder.“ Mit „Vorkommnissen“ meint er vor allem mehrere Religionswechsel vom Christentum zum Islam, die in ▶

den vergangenen Jahren für beträchtliche Unruhe unter den Christen gesorgt haben. Im Juli 2012 protestierten sogar Gemeindemitglieder vor der Porphyrios-Kirche gegen die – in ihren Augen – „Entführungen“ und „Zwangskonversionen“; ungewöhnlich genug, sind die Christen hier normalerweise darauf bedacht, nicht aufzufallen. Zuvor war bekannt geworden, dass zwei weitere junge Christen zum Islam übergetreten sind – aus freien Stücken, erklärten sie öffentlich. Um die Gründe für die Konversionen ranken sich jedoch unterschiedlichste Theorien, von außerehelichen Affären über Druck durch Kommilitonen bis hin zu Zwangsmaßnahmen. Der griechisch-orthodoxe Erzbischof von Gaza, Alexios, vermutet radikale Islamisten hinter dem Phänomen. „Es ist eine kleine Gruppe – Fanatiker, die Christen zum Konvertieren zu bewegen versuchen“, glaubt der griechische Priester, der vor zwölf Jahren nach Gaza kam. Deshalb habe man sich in öffentlichem Protest an die Regierung gewandt.

Die Hamas-Regierung allerdings verneint die Existenz einer Bewegung, die Konversionen von Christen fördert. Der Minister für religiöse Angelegenheiten, Ismail Radwan, sitzt in seinem Büro vor einem riesigen Bildnis des Jerusalemer Felsendoms und sagt: „Das sind nichts weiter als Gerüchte aus dem Ausland, die Zwietracht säen sollen.“ Im Gazastreifen herrsche religiöse Freiheit, erklärt er und fährt fort: Das bedeute, es stehe jedem vollkommen frei, zu entscheiden, ob er Christ oder Muslim sein wolle.

Was der Minister nicht sagt: Das gilt natürlich nur für Konversionen zum Islam. Das Gegenteil gilt als „Abfall vom Glauben“ und kann ein todeswürdiges Verbrechen sein – ebenso wie die Missionierung von Muslimen. Im Oktober 2007 wurde Rami Ayad ermordet aufgefunden. Der 31-Jährige hatte einen christlichen Buchladen in Gaza-Stadt geführt und gehörte den Baptisten an, die in der islamischen Welt im ständigen Verdacht stehen,

ANDY SPYRA

Geboren 1984 in Hagen. Studium des Bildjournalismus und der Dokumentarfotografie an der FH Hannover, das er vorzeitig abbrach.

Gewinner diverse Preise, darunter des Getty Images Grant for Editorial Photography 2009 und des Oskar Barnack Newcomer Award 2010 für seine Arbeit über den Kaschmir-Konflikt.

CHRISTIAN H. MEIER

Geboren 1976 in Kiel. Studium der Islamwissenschaft und Nahostgeschichte u. a. in Kairo.

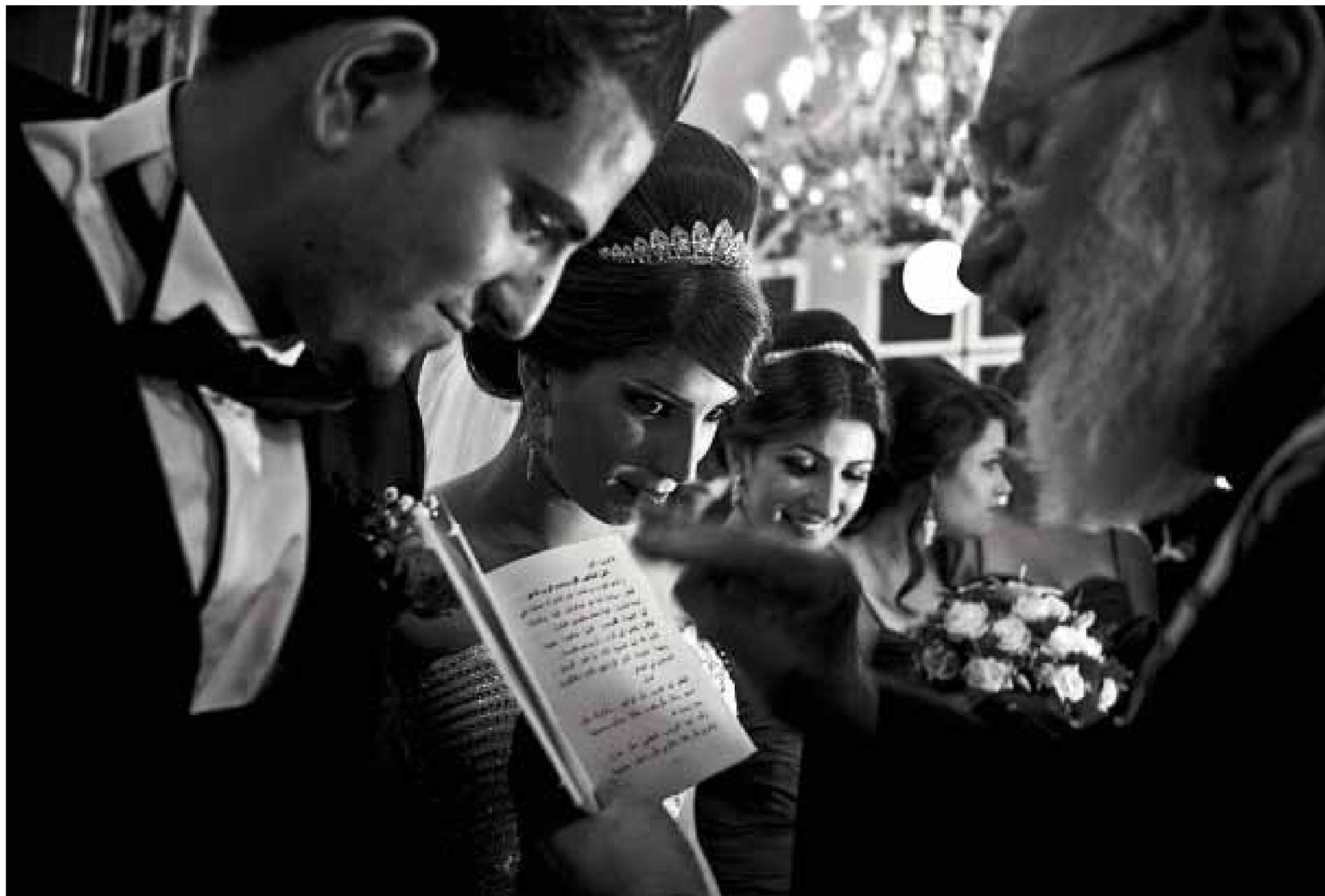
Mitherausgeber der Nahostzeitschrift zenith. Religiöse Entwicklungen im Nahen Osten zählen zu seinen Schwerpunktthemen.

„Wenn ein Muslim kommt und mich nach Christus fragt, dann werde ich ihm antworten.“

Muslime zu bekehren. Damit handeln sie sich auch Kritik von anderen Christen ein, etwa von Bischof Alexios. Die Baptistengemeinde verfügt in Gaza-Stadt über ein kleines Zentrum. Ihr Priester, Hanna Maher, ist erst vor wenigen Monaten aus Ägypten gekommen; zuvor hatte es fünf Jahre lang, seit dem Mord an dem jungen Buchhändler, keinen Priester gegeben. Auch die meisten Gemeindemitglieder hätten den Gazastreifen verlassen, erzählt Maher. Er selbst sei bislang auf keine Probleme gestoßen. Der junge Priester ist erstaunlich offen, er sagt: Früher habe es missionierende Gruppen in Gaza gegeben, nach dem Wahlsieg der Hamas 2006 hätten sie jedoch das Land verlassen. Aber er sagt auch: „Wir sind eine Kirche. Wenn ein Muslim kommt und mich nach Christus fragt, dann werde ich ihm antworten.“

Was ihn ausgerechnet nach Gaza geführt habe? „Wenn Leute an Gaza denken, denken sie nur an Krieg“, antwortet Maher. Er habe das Gefühl gehabt, er könnte als Christ hier eine Aufgabe zu erfüllen haben. CHRISTIAN H. MEIER

In der Reportage bezieht sich der Autor bei den statistischen Angaben auf das Buch „Palestinian Christians in the West Bank: Facts, Figures and Trends“, hrsg. von M. Raheb, R. Odeh Kassis und R. Al Qass Collings.



Bekenntnis zum Partner und zum christlichen Glauben: eine Hochzeit in der griechisch-orthodoxen Kirche von Beit Sahour